

Abonnementgebühren:
Bestellen: Jährlich Fr. 4.—, 1/2jähr. 2.—, 1/4jähr. 1.10
Schweiz: Jährlich Fr. 4.—, 1/2jähr. 2.—, 1/4jähr. 1.10
— Postamtlich bestellt 10 Rp. Zuschlag. —
Uebrig: Jährlich: Fr. 4.50 jährlich, nebst Postzuschlag.

Anzeigengebühren:
Die einspaltige Zeile oder deren Raum 10 Rp. ob. 10 Sp.
Bei Wiederholungen und grössern Aufträgen Rabatt.
Weklamen: pro Zeile 20 Rp. oder 20 Sp.

Oberrheinische

Neuzeit

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint in Mels jeden Samstag mit Gratisbeilage: „Abendruhe“.

Abonnements nehmen entgegen: Buchdruckerei A. G. in Mels, die Zeitungsanträger und die Poststellen.
Inserate nehmen die Zeitungsanträger und die Buchdruckerei entgegen und müssen spätestens Freitag Vormittag bei der Buchdruckerei eingehen. — Einwendungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. — Schriftlichen Anfragen sind Frankomarken beizulegen. — Anonymes wird nicht berücksichtigt.

Nr. 9

Erster Jahrgang

Druck und Expedition: Saegensfeld, Buchdruckerei A. G. in Mels.
Verlag: „Oberrheinische Nachrichten“ A. G. in Mels. (Telefon 55).

Mels-Baduz, 20. Juni 1914.

Vom Landtagswahlrecht.

Gemäss § 98 in der Fassung des Gesetzes vom 19. Februar 1878 werden unsere Abgeordneten auf die Dauer von 4 Jahren gewählt. Da im laufenden Jahre die Gesetzgebungsperiode unseres L. T. abläuft, so haben dieses Jahr noch Wahlen stattzufinden. Da mancherorts noch irrige Meinungen zu bestehen scheinen, dürften einige Worte über unser Parlamentswahlrecht nicht unangebracht sein.

Die Wahl der Abgeordneten soll in der Regel nicht früher als 6 Wochen vor der Einberufung der Versammlung (des Landtags) geschehen. Wenigstens 6 Tage vor der Wahl der Abgeordneten erfolgt die Wahlmännerwahl. Ordentlichweise hat die Einberufung des Landtages regelmäßig einmal d. J. und zwar spätestens zwischen dem 15. und 30. Oktober zu erfolgen (Gesetz vom 11. Oktober 1901). Demnach haben die Wahlmännerwahlen ungefähr Mitte August und die Wahl der Abgeordneten ungefähr Ende August oder Anfangs September stattzufinden. Regelmässig wurden aber die Wahlen bisher früher, ja schon im Mai abgehalten, letztere hingegen u. w. später.

Der Landtag ist nebst dem Landesfürsten das höchste Staatsorgan, und zusammen mit Sr. Durchlaucht die gesetzgebende Behörde. Wir haben ein sog. einstufiges Parlament, denn neben dem L. T. besteht keine 2. Kammer (Oberhaus) mehr. Er zählt 15 Mitglieder; drei derselben werden vom Fürsten aus der wahlfähigen Bevölkerung des Fürstentums ernannt, die übrigen Mitglieder hingegen und zwar 7 durch die Wahlmänner des Oberlandes und 5 durch jene des Unterlandes gewählt. Die drei vom Fürsten ernannten Abgeordneten sind eben gleichsam ein Ersatz des bei uns fehlenden Oberhauses; daneben bestehen noch drei Ersatzmänner für das Oberland und zwei für die untere Landschaft. Hieraus erhellt auch, dass das Oberland und Unterland getrennt zu wählen haben, dies sagt auch § 70 der Verfassung noch besonders.

Das L. T. Wahlrecht ist ein indirektes, d. h. die Abgeordneten werden nicht direkt und ohne Vermittlung, sondern nach dem sog. Wahlmännerrecht gewählt. Der stimmberechtigte Bürger, Urvähler genannt, hat zuerst die Wahlmänner seiner Gemeinde zu wählen und diese aus dem Oberland zusammen wählen dann erst die 7 Abgeordneten des Oberlandes und die Wahlmänner des Unterlandes 5 aus dem Unterland.

Wahlberechtigt (stimmfähig) und wählbar sind alle liechtenst. Bürger männlichen Geschlechts (kein Frauenstimmrecht), welche im Vollgenuss der bürgerlichen Rechte stehen und im Lande wohnen. Wer wegen eines Verbrechens, Vergehens, des schuldhaften Konkurses, der Uebertrugungen des Nießbrauchs, der Veruntreuung, der Teilnahme an dieben, des Betruges und der

Vereitelung der Zwangsvollstreckung etc. verurteilt worden ist, ist ausgeschlossen.

Die Wahlmännerwahl erfolgt abgeordnet in den einzelnen Gemeinden, so dass auf je 100 Seelen (Einwohner) zwei Wahlmänner aufzustellen sind. Hierbei wird jede Zahl, welche 50 übersteigt, für vollständig gerechnet. Bei 1260 Einwohnern werden also 26 Wahlmänner aufgestellt. Die Vorwähler üben ihr Wahlrecht in der Mufenshaltsgemeinde aus und die Wahlmänner müssen aus den Wahlgemeinden gewählt werden. B. V. können die Triester nicht einen Waduzer als Wahlmann aufstellen. Jeder Wahlberechtigte muss sein Wahlrecht persönlich ausüben; Stellvertretung ist nicht gestattet.

Das Wahlverfahren ist folgendes: Die Ausschreibung der Landtagswahlen erfolgt durch die Regierung. Die Gemeinden werden aufgefordert, an einem bestimmten Tage die Wahlmännerwahl zu vollziehen. Diese Aufforderung ist wenigstens 21 Tage vor der Wahl zu vollziehen. Diese Aufforderung muss wenigstens 21 Tage vor der Wahl erfolgen. Innerhalb der folgenden 8 Tage hat der Ortsvorstand unter Mitwirkung eines durch die Gemeinde zu wählenden Ausschusses von 4 Mitgliedern die Wahlliste der Wahlberechtigten zu entwerfen und die Zahl der Wahlmänner zu bestimmen. Ein Verzeichnis wird 14 Tage vor der Wahl der Abgeordneten durch öffentlichen Anschlag in der Gemeinde bekannt gemacht und ein gleiches wird der Regierung eingereicht. Innerhalb 48 Stunden können dann Reklamationen gegen das Verzeichnis beim Ortsvorstand eingereicht werden. — Wenigstens 6 Tage vor der Wahl der Abgeordneten erfolgt die Wahlmännerwahl. Die Wähler werden hierzu eingeladen. Die Wahl der Wahlmänner im Weissen liechtensteinischen Wahlkommisfions geht unter Leitung des Ortsvorstandes und des Wahlausschusses vor sich. Die Stimmen werden einzeln und für so viele Wahlmänner abgegeben, als durch die Wahl aufzustellen sind. Bei dieser Wahl entscheidet die relative Stimmenmehrheit, d. h. gewählt ist jedesmal, wer am meisten Stimmen aufweist. Das Wahlresultat wird durch öffentlichen Anschlag in der Gemeinde und durch einen Bericht der Wahlkommisfion an den Regierungschef bekannt gegeben. Erst erst folgt die Abgeordnetenwahl.

Die Wahl der Landtagsabgeordneten erfolgt auf Grund einer Bekanntmachung des Regierungschefs, worin Tag, Stunde und Ort zur Vornahme der L. Wahl angegeben ist. Sie erfolgt getrennt für das Ober- und das Unterland. — Es bildet sich die Wahlkommisfion aus den Ortsvorstehern des betr. Wahlbezirks. Der Vorsitzende der Wahlkommisfion eröffnet zur festgesetzten Stunde ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Wahlmänner die Wahlverhandlung der Landtagsabgeordneten mit einer Ansprache, in welcher die Wahlmänner

aufgefordert werden, ihre Stimme nur im Hinblick und mit Rücksicht auf das allgemeine Beste und auf das Landeswohl abzugeben, sowie von allen Nebenrücksichten und Sonderinteressen Umgang zu nehmen. Die Gültigkeit der Wahl ist nicht von einer bestimmten Anzahl erschienenen Wahlmänner abhängig.

Es ist interessant, dass säumige Wahlmänner jetzt nicht mehr (wohl aber früher) bestraft werden, dagegen die säumigen Urvähler.

Jeder Wahlmann hat die für seinen Wahlbezirk bestimmte Anzahl von Landtagsabgeordneten zu bezeichnen. Diese Bezeichnung geschieht schriftlich mittels Stimmzetteln in die bereit gehaltene Wahlurne. Der Name muss deutlich angegeben werden.

Zur Gültigkeit der Wahl der Landtagsabgeordneten ist die absolute Stimmenmehrheit, d. h. die Hälfte plus eine Stimme aller anwesenden Wahlmänner erforderlich. Hat sich bei der ersten Abstimmung eine absolute Mehrheit nicht ergeben, so muss zu einer zweiten geschritten werden. Wird durch die zweite Abstimmung die Wahl nicht beendet, so entscheidet bei der dritten, wobei nur unter den in der zweiten Abstimmung bereits Vorge schlagenen gewählt werden darf, die relative Stimmenmehrheit.

Das ist in kurzem Umriß unser Landtagswahlrecht. Vieles hört man den Wunsch äußern, es möchte das indirekte Wahlsystem durch das direkte ersetzt werden, dann kommt sofort ja auch der Wille des Bürgers zur Geltung, was sehr nur sehr beschränkt, oft gar nicht der Fall ist. — Sodann wird betont, dass unser Wahlsystem hinter dem Schritt der Zeit sich gehalten habe, denn dem modernen Verfassungsstaat entspreche eben nur ein modernes Wahlrecht und ein solches müsse ein direktes sein. Dass diese Gründe stichhaltig sind, kann im Ernste von keinem Verständigen wohl bestritten werden.

Der Franken des Arbeiters.

(Von einem Arbeiter.)

Das war die Ueberschrift eines Artikels in den Oberrheinischen Nachrichten. Nun brachte aber das Liechtensteiner Volksblatt einen redaktionellen Artikel, worin sein Verfasser die Einnahmsquellen, die wir im Franken des Arbeiters besitzen, nach Möglichkeit abzuschwächen suchte (Arbeiterfreund?), um, wie er selbst betont, Fernstehende glauben zu machen, dass die l. Einnahmsquellen sozusagen einzig in Oesterreich zu finden wären. Auf dem Volksblatt-Vapier ist dieses nun ziemlich gelungen; leider aber beweist die Wirklichkeit das pure Gegenteil und die Unkenntnis des Verfassers über die l. Volkswirtschaft. Falls dieses aber jemand bezweifelt, so laden wir ihn ein, am Samstag Abend, hauptsächlich zwischen 6—8 Uhr, die Rheinbrücken in Sevelen und Trübbach zu besuchen. Es reden dann die im Eilschritt der

Heimat austretenden Scharen der Arbeiter ein deutliches Wort, wo sich ihr Arbeitsfeld befindet. Am Montag aber, bei Tagesgrauen, stelle er sich auf den gleichen Posten und betrachte die verhärmten, die Rheinbrücken passierenden Gesichter. Sind es vielleicht Touristen, daß die meisten Kuckucke bei sich haben? Nein! Arbeiter sind es, denen die Heimat kein Brot gibt, die, aus dem trauten Familienkreise herausgerissen, drüben in der Schweiz den Kampf um den Franken wieder aufnehmen müssen.

Als Kenner der Verhältnisse erlaubt sich Schreiber einige statistische Angaben darüber zu machen, was z. B. Triesenberg, außer der Viehzucht und der Fabrik (von denen der frühere Artikel nicht weiter sprach) für Einnahmsquellen hat und wo sie zu finden sind. Gegenwärtig sind ca. 68 Bauarbeiter in Triesenberg, ferner etwa 32 auswärtige dienende Alpnedte, 8 Handwerker und ein Schiffsführer. Von diesen 68 ihr Brot im Auslande verdienenden Arbeitern sind 66 in der Schweiz tätig; dabei sind die des Wanderlebens müden, sich dauernd in der Schweiz aufhaltenden nicht gerechnet! Nehmen wir als ganz minimale Schätzung, was so ein Arbeiter jährlich verdient, d. h. heimbringt, Fr. 600 an, so macht dies pro Jahr allein für Triesenberg die Kleinigkeit der Einnahmen von Fr. 39,600 aus. Nun müssen aber auch die Stickererinnahmen dazu gerechnet werden, denn auch die Sticker beziehen ihre Arbeit und daher ihr Einkommen ausschließlich aus dem Franken der Schweiz. Nehmen wir dem Handwerker ein monatliches Arbeitseinkommen (mit der Fädelrin etc.) von Fr. 150 und dem Schiffsführer zu Fr. 3000 an, so macht dies zusammen nur Fr. 18,000 aus. Das veranlaßt Fränklein des Arbeiters entwickelt sich aber zur enormen Summe von Fr. 57,600. Nun das Arbeitseinkommen aus Oesterreich. Die andern 2 Arbeiter und die 32 Alpnedte entfallen derzeit ausschließlich auf Oesterreich. Die zwei Arbeiter verdienen auf gerechnet zusammen R. 1200 und die Alpnedte (je R. 150) zusammen R. 4800, total also R. 6000. Jährlich beziehen wir folglich rund Fr. 51,000 mehr aus der Schweiz, als aus Oesterreich an Arbeitseinkommen und das nur die Triesenberger. Und da rede einer noch wie das aufgeklärte Volksblatt!

Dass nun die unterländischen Gemeinden mehr wirtschaftlich von unsern nördlichen Nachbarn abhängig sind, wird heute nicht bestritten und es mag dies auch der Umstand beweisen, daß in Eschen eine Gemeinderatsführung abgehalten und publiziert wurde, weil ein in den Nachrichten erschiener, aus Eschen eingelaundter Artikel betr. die Elektrizitätsversorgung in L. die Interessen des eigenen Landes und nicht die des Feldkircher Stadtwerkes vertrat. Ueber dieses welterschütternde Ereignis sprach dann der Eschener Gemeinderat noch sein Bedauern aus! Doch zur Sache.

Vermischte Nachrichten

Der Untergang der „Empire“.

Hochinteressant ist die dramatische Schilderung, die ein gewisser Foxdale gibt, ein noch junger Mann aus London, der in Kanada reiche Verwandte besuchen wollte. Er erzählt:

„Ich hatte Abends ein paar Gläser Grog getrunken und ich lief fest und tief. Als ich plötzlich erwachte, wußte ich instinktiv, daß Furchtbares geschehen war. Gellende Klänge von Schiffs sirenen Klängen an mein Ohr, wildes Schreien, Trampeln und gellende Hilferufe. Der Stoß selbst, den das Schiff erhalten hatte, war nicht so furchtbar gewesen, wie man als unbeteiligter glauben sollte. Es war ein Knack gewesen und ein Geschobenwerden. Ich hatte das Gefühl gehabt, als ob die ganze Kabine, in der ich schlief, gehoben und seitwärts getragen worden wäre.

Ich versuchte vergebens, das elektrische Licht aufzudrehen. Nun sprang ich auf, tastete nach dem Rettungsgürtel an der Wand, riß ihn fort und nahm ihn um. Dann wollte ich die Türe der Kabine öffnen, aber sie ging nicht auf. Kaltes Grauen lief mir über den Rücken, ich fühlte, wie der Herzschlag aussetzte und der Speichel in meinem Munde bitter wurde.

Ich tastete die Türe entlang und wußte nun, was geschehen war: ein Zusammenstoß und als Folge davon ein Verbiegen der Türe, so daß ich gefangen war wie die Maus in der Falle.

Ich glaube, daß ich in diesem Moment grauenhafter Erkenntnis wie ein wildes Tier aufgebracht habe, weiß es aber nicht sicher. Und von diesem Augenblick an empfand ich keinen Schrecken mehr. Vielleicht habe ich gelächelt. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich ununterbrochen ruhig und laut vor mir her sagte: „Henry, keine Aufregung, sonst bist du verloren, ruhig Blut, Henry, sonst siehst du deine Mutter nicht mehr.“

Und während ich das sagte und mir das Blut wieder ruhiger wurde, riß ich eine Handtasche auf, in der sich ein sogenanntes Universalinstrument befand. Ich hatte es in London gekauft, um es einem kanadischen Beter zu schenken. Es war ein kostbares, kombiniertes Werkzeug aus feinstem Sheffieldstahl und ich erinnerte mich in diesem Augenblick, wie der Verkäufer eine dicke, stemmeisenartige Klinge geöffnet und mir gesagt hatte: „Damit können Sie eine Eisenplatte wie Holz durchschneiden.“ Ich tastete in tiefer Finsternis, bis ich diese Klinge fand und trieb sie nun mit Aufgebot aller Kraft in die Türe hinein. Der Verkäufer hatte nicht gelogen. Die Klinge drang

leicht ein und gehorchte mir, als ich nun ein großes Quadrat einschloß. Ich rieß den ausgeschlittenen Türenteil heraus, zwängte mich durch das Loch und schloß in der Dunkelheit so Furchtbares, daß mir heute in der Erinnerung die Haare zu Berge stiegen. Stöhnen ringsumher hörte ich, ohrenzerreißendes Brüllen, grauenhaftes Weinen und zwischen durch gluck, gluck, gluck — das Wasser. Es benehete mir die Füße, es empfing mich auf der Treppe, es brauste mir entgegen als ich auf Deck angelangt war. Und immer sagte ich laut oder halblaut, das weiß ich nicht: „Ruhig Blut, Henry, keine Aufregung, sonst siehst du das Leben nicht mehr und die alte Frau zu Hause stirbt an gebrochenem Herzen.“

Die Erinnerungen verschwimmen mir. Ich weiß nur mehr, daß ich das freischwebende, pfeifende Wasser vor meinen Augen zu einem Berg aufstürzte und der Schiffsboden unter mir weg sank. Ruhig Blut, Henry! Ich tat einen Sprung in die Höhe, und als ich wieder fiel, hatte ich keinen Boden mehr unter den Füßen. Und während das salzige kalte Wasser über meinem Kopf zusammenschlug, sagte ich: „Ruhig Blut, nur jetzt keine Aufregung!“

„Ich kam wieder in die Höhe und schwamm drauflos, ganz ruhig, wie es mir mein alter Schwimmlehrer in Brighton beigebracht hatte: „Eins — zwei,

eins — zwei.“ Aber ich kam nicht vorwärts. Dieses Umling von einem Rettungsgürtel hielt mich an der Oberfläche fest und meine gewaltigen Tempi konnten gegen seinen Auftrieb nicht viel ausrichten.

Ruhig Blut, Henry! Ich zog vorsichtig den Gürtel über den Kopf hinweg und ließ ihn fahren. Fort mit dem Zeug, das für Nichtschwimmer gut sein mag! Und wieder: „Eins — zwei, ein — zwei, eins — zwei!“

Ich weiß nicht mehr, bin ich zehn oder dreißig Minuten oder eine Stunde lang geschwommen. Ich weiß nur, daß ich immer wieder Wasser zu schlucken begann, es immer wieder erbrach und selbstames Brausen in den Ohren verspürte, als ob eine Orgel erdröhnen würde. Dann schrie ich oder schrien andere? Dann ergriff ich eine Stange, dann lag ich irgendwo auf einem harten Boden, dann sagte ich weinerlich: „Laßt mich, ich bin doch ohnehin ganz ruhig.“ Und dann versiel ich in einen tiefen, tiefen Schlaf, aus dem ich erwachte, als das Boot schiffslängs anlegte.

Irreümer der Wissenschaft. Der berühmte Plinius gibt in seiner Naturgeschichte eine Anleitung, daß man Truntenbolbe furrieren könne, indem man ihnen drei Tage lang Wein zu trinken gibt, in den man die Eier von Nachtulen gelegt hat.

Der Grund, warum sich die l. Arbeiter mehr der Schweiz als Oesterreich zuwenden, liegt nicht nur in der bessern Bezahlung, sondern auch in dem Umstande, daß ja Oesterreich selber überschüssige Arbeitskräfte hat und es daher für einen Ausländer schwerer ist, Arbeit zu finden. Zudem macht sich in Oesterreich der Klassen-gegensatz zu stark bemerkbar, wohingegen das soziale Wesen der Schweizer einen gerne ver-gessen macht, daß man nur ein ausländischer Proletarier ist!

Sinnfälliger der vom Volksblatt zu seiner Begründung an den Haaren herbeigezogenen Viehhausjühr (was hat denn diese mit dem Franken des Arbeiters zu tun?) kommt für uns die Schweiz allerdings nicht in Betracht und sind wir vermöge der durch den Zollvertrag aufgerichteten künstlichen Schranken ganz auf österreichische Zwischenhändler angewiesen. Vor Jahren — und unsere ehrwürdigen Häupter besinnen sich dessen noch — ist das ganz um-gesetzt gewesen; wir haben unser Vieh vor-nehmlich nach der Schweiz abgesetzt. Doch dar-über ein anderes Mal. Nun aber kann es für uns ziemlich einerlei bleiben, ob unser Vieh durch Oesterreich oder durch die Schweiz nach Deutschland transportiert wird. Für uns käme dann nur in Betracht, welche der beiden Länder den günstigeren Handelsvertrag mit Deutsch-land abgeschlossen hat.

Wir laden unser grossendes Volksblatt ein, uns die Sache an Hand von Zahlen und Tat-sachen plausibel zu machen.

Unsere Aelpler.

Sei! die Alpenzeit ist gekommen! Sonnige Höhen und saftige Matten laden uns zur Al-pfahrt ein. Wie man hört, fahren unsere Bauern bald in die Alpen; sie können sich ja der Sorge um das Futter für ihr Vieh in etwas entschlagen. Diese Sorge hat heuer schwer auf unserer Bauernjame gelastet; die noch ausstehenden Schuldpfosten erzählten es.

Riechtenstein besitzt, Gott sei Dank, viele und schöne Alpen, Prachtwälder nicht nur für das Vieh sondern auch dem beschaulichen Auge des Wanderers. Süßes, Guldä u. v. sind ja herrliche Alpen; eine Herde unseres Landes, der Nähr-quell unseres Viehs. Man merkt es dem Vieh im Frühling an, daß es der Trieb nach dem saftigen Alpengrün, und den freien Höhen be-schleicht. So eine gealpre „Bräme“ sieht ganz anders aus, als der im Stall eingesperrte mürrische „Choff“, der stets nach der Türe schielt. Das Vieh wird dauerhafter, widerstandsfähiger und der Haaruwuchs feiner und gleichmässiger.

Auch der Aelpler plangt auf seine Alpenzeit. Dort und dann kann er sich einmal frei von den Fesseln des Tales, tummeln; über ihm stehe-nur der tiefblaue Himmel und die in ihnen das Gefühl der Freiheit belebenden himmelanstreben-den Berge. — Das ist Lust, das ist Leben. Hat auch der Aelpler manche harte Stunde, wenn es wettert oder gar schneit, oder wenn er viel Meilen muß, so genießt er doch auch manche goldne, dem Tale unbekante Stunde. Das Aussehen unserer Aelpler spricht dafür, daß es ihnen auch wohl bekommt. Die Zahl unserer Aelpler ist keine geringe. Es dürften nur in L. allein ungefähr 70 sein. Alljährlich gehen aber auch eine schöne Zahl in fremde, meistens Bor-arlberger Alpen. So werden z. B. die Renzin-ger Alpen fast nur von Triesnerberger Ael-plern bedient. Manche Krone fliegt ja jährlich in unsere Familien ein. Das Alpenleben ist verlockend; aber es ist leider nur eine Saisonbeschäfti-gung, d. h. die Leute haben nur einen vorüber-gehenden, wenn auch schönen Verdienst. Die im Herbst heimkehrenden Aelpler haben meistens keinen Handwerkerberuf erlernt; denn Aelpler sein und zugleich ein Handwerk erlernen und betreiben geht nun einmal nicht auf. Es ist denn auch eine leidige Erscheinung, daß sich die ungelenten Händen im Herbst im Wettbewerb um Arbeit oftmals bekämpfen müssen. Es kommt eben nur die eine gelehrte Hand nicht erfordernde Arbeit für den Sohn der Berge in Betracht. — Unseres Erachtens sollte jeder junge Mann einen bestimmten Beruf ausüben können; Aelpler kann er dann im Sommer gleichwohl noch sein, wenn es ihn mächtig in die Höhen der Alpenrufen emporzieht. Allein sein Arbeitsfeld ist dann ein größeres und gesicherteres, als wenn er als einfacher Arbeiter bei jeder Arbeit zugrei-fen muß. — Jedenfalls ist dieser Gedanke be-achtenswert.

Fürstentum Liechtenstein.

Baduz. (Eingel.) In Nr. 7 dieser Zei-tung ist über das neue liechtensteinische Lese-buch ein Artikel erschienen, der anscheinend von einem Buchbinder ist und sehr sachlich gehalten war. In Nr. 8 dieses Blattes kam schon ein zweiter Artikel über dieses Lesebuch, der ledig-lich dazu beitragen soll, den ersten Schreiber zu schützen, im umgekehrten Falle aber eher schaden könnte, wahrscheinlich gerade deswegen, weil er nicht auf Rosen gebettet ist. Das natür-lich wäre am Plage gewesen, diesen Verdienst des Einbindens (namentlich in dieser schlechten Zeit) den einheimischen Buchbindern zukommen zu lassen.

Triesenberg. (Eingel.) Zum Arbeiterfranken. Man schreibt uns noch: In Nr. 6 Ihres geschätz-ten Blattes erschien ein Aufsatz, betitelt: Der Franken des Arbeiters. Treffend und wahr wurde da das Leben mancher l. Arbeiters ge-schildert, geschildert die Existenz mancher Fa-milientwaters. Es wurde betont, daß auch der Franken des Arbeiters mitreden helfe am Plage der Wohlfahrt Liechtensteins, betont, daß aber auch die Bedeutung der Fabrikhandlung nicht zu vergessen sei. Gewiß! haben da viele beim Le-sen des Artikels gedacht, das ist schon gesagt. — Aber auch hier mußte der Autor erfahren, daß das Sprichwort: „Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst die niemand kann“, wahr ist, denn in Nr. 24 des Riechtensteiner Volksblattes wird, um, wie es heißt, daß nicht Fernstehende den Eindruck erhalten, das Wohl Liechtensteins hänge am Ende nicht vom Franken des Ar-beiters ab, dieser Aufsatz unter die Lupe ge-nommen. Daß jenes Geschreibsel mehr dem Autor, als der Sache gilt, leuchtet jedem ein. Im übrigen kann ich dem oder den Herren die tröstliche Versicherung geben, daß auch ein Hin-terwälder nicht so dumm ist, zu glauben, das Wohl und Wehe unseres Landes hänge von ca. 2.5 Prozent ins Ausland reisenden Arbeitern ab. Man darf es aber wissen, daß es auch im vielgepriesenen L. Leute gibt, die ihr Brot in der Schweiz suchen müssen. Das schadet ja un-serm Aussehen nicht, unsem Kredit aber kann es bei unsern vorzüglichen Kapitalanlagen nicht mindern, selbst wenn wir auch nächsten Winter wieder Geld aus der Schweiz entnehmen müßten. Daß das Bauen Geld kostet, darüber ist jeder-mann klar, daß aber die Löhne, wenigstens im Baugewerbe, in der Schweiz höher sind als bei uns und in Vorarlberg, das können auch die Herren nicht wegdiskutieren. Wenn ich bei U im Dienste bin, so ist es selbstverständlich, daß mir U keinen Lohn zahlt, so selbstverständlich ist es aber auch, daß, weil die Schweiz gegen Oesterreich ihre Grenzen verschlossen hat, auch wir da verschlossene Türen finden, so lange wir mit Oesterreich zollpolitisch verbunden sind.

Dem Eingehender in Nr. 8 der Nachrichten über den Franken des Arbeiters will ich gerne glauben, daß er in der Fremde war, daß er dort mit Kelle und Hammer gearbeitet und daß er mit dem heimgebrachten Gelde nicht auf den Kurs gedrückt habe. Nicht geraut sei ihm der Glaube an die Vollkommenheit unserer Schulen; ich wünschte aber, er wäre glücklicher Vater von 4 bis 5 schulpflichtigen Mädchen. Er könnte dann beim abendlichen Aufhören während des ganzen Winters hindurch beim Auswendigler-nen der immer gleichen Fächer nicht nur die Geschichte der Neuzeit, sondern auch des Alten Testaments lernen. Vielleicht käme dieser Ein-gehender selbst auf den Gedanken, daß man unsem wohlburchdachten Lehrplan doch etwas ändern könnte. Ein Arbeiter.

Zur Elektrizitätsversorgung Liechtensteins. Unterland. (Eingehender.) Die wichtige Frage der Versorgung unseres Landes mit elek-trischer Kraft als modernes Beleuchtungs- und Antriebsmittel, dessen Ausrollung gewiß ein großes Verdienst unseres Landtages ist, zieht immer weitere Kreise und besagt sich neben dem eingeleiteten Komitee auch unsere Presse damit.

In den Nummern 35 und 7 der „Ober-rheinischen Nachrichten“ wird in mehreren Ar-tikeln darüber eingetreten, das projektierte La-wena-Elektrizitätswerk auf alle Fälle, ja gleich in all' Teilen auszubauen und keinesfalls auf die Vorschläge des Elektrizitätswerkes der Stadt Feldkirch (Stadtwerte Feldkirch), welches seinen Standpunkt in mehreren Nummern des „Riechtensteiner Volksblattes“ und der „Ober-rheinischen Nachrichten“ klar gelegt hat, einzugehen. Diese Ansicht können wir jedoch entschieden

nicht teilen, und sind vielmehr der Meinung, daß die Vorschläge der Stadtwerte Feldkirch wohl einer eingehenden Beratung wert wären. Schaden können uns diese Vorschläge, bezw. die Annahme einer derselben wohl nie bringen, uns aber dabei vor dem überstürzten Bauen eines Werkes bewahren, das sehr viel Geld kostet und unsere finanziellen Verhältnisse gewaltig in An-spruch nimmt, sich aber vielleicht auf viele Jahre hinaus nicht rentiert und daher eine ständige Last werden könnte.

Wir sind der Meinung, daß es für uns vor-teilhafter wäre, vorberhand nur die Verteilungs-leitung für den elektrischen Strom in unserm Lande erbauen zu lassen, und den Strom hiezu von einem benachbarten Großkraftwerke zu Kon-kurrenzpreisen zu beziehen, bis wir durch mehr-jährige Erfahrung wissen, wie sich die Wasser-verhältnisse der Lawena nach trockenen Jahren und in wasserarmen Wintern gestalten, und wie groß unser Bedarf an elektrischer Kraft ist, bezw. ob sich die Erbauung eines eigenen Kraftwerkes, das vielleicht nur zum Teile ausgenützt werden könnte, überhaupt rentiert.

Laut Landtagsbericht rechnet der Voran-schlag für dieses Werk wohl bei einer Jahres-einnahme von R. 75,460. — einen Ueberschuß von R. 13,460. — heraus, wenn man aber weiß, daß z. B. Mauren und Eschen zusammen den Stadtwerten Feldkirch für Licht und Kleinmotoren, einschließlic der Säge, Mühle Siegeleien etc. jährlich nur rund R. 10,500. — bezahlen, wovon in Mauren wieder 10% in die Ge-meindefasse zurückfließen, trotzdem diese beiden Gemeinden fast alle Objekte angeschliffen haben, so kommt man durch einfache Schätzung zu der Ansicht, daß diese Einnahme von R. 75,460. — sehr hoch gegriffen ist, und wahrscheinlich noch viele Jahre nicht erreicht wird. Ob vielleicht im umgekehrten Falle die Betriebskosten eher zu niedrig angenommen sind, entzieht sich unserer Beurteilung.

Auf Ausdehnung von weiteren Industrien ist nicht so ohne weiteres zu rechnen, wie die erfolg-losen Versuche in Mauren und Eschen, wo die Kraft ja vorhanden und billig abgegeben worden wäre, bewiesen haben. Eine Bahn Schaan-Bal-zers, die kaum mehr als 200 PS brauchen würde — die Montajonerbahn ist 13 km. lang und braucht als Höchstbelastung ca. 110 PS — ist aber ohne Anschluß an die Schweizerbahn finanziell wohl eine Unmöglichkeit.

Auch ist in dem Projekte noch nichts vor-gesehen für die Erwerbung der Wasserkraft von der Gemeinde Triesen, sowie für die Erbauung der zur Sicherung des Betriebes unbedingt not-wendigen Reserverkraft, was zusammen auch wieder enorme Summen erfordert, ohne eine höhere Betriebsentnahme zu erzielen.

Wenn wir jedoch den Strom von einem Kraftwerke der Umgebung beziehen, so müssen wir nur soviel kaufen und bezahlen, als wir wiederverkaufen können, so daß uns hierin kein Defizit entstehen kann. Daß aber ein solches Großkraftwerk, welches die gesamten Anlagen schon besitzt und sich durch anderweitige Ein-nahmen bereits rentiert, einige 100 PS billiger verkaufen kann und dabei noch etwas verdient, als wir denselben mit unserer neuen, nur zum Teile ausgeschöpften Anlage zu Selbstkosten er-stellen können, liegt wohl auf der Hand, und ist des öftern von dieser Stelle aus schon be-sprochen worden. (Vergl. Riechtensteiner Volks-blatt vom 6. März l. J. „Ueber Elektrizität“). Auch können wir hierin die benachbarte Schweiz als Muster nehmen.

Für diese Stromabgabe wäre für uns bei sonst gleichen Strompreisen Feldkirch am ge-eigneten, da dieses Leitungsnetz am nächsten liegt und Strom führt, der für unsere Fern-leitung ohne weiteres verwendbar wäre, was bei der durch das Rheintal führenden Schweiz-Kraftleitung nicht in dem Maße der Fall ist.

Wenn wir das ganze Verteilungsnetz selbst bauen, die Stromversorgung selbst verwalten, und nur den Strom zu Konkurrenzpreisen kau-fen, wie es in sehr vielen Gemeinden der Schweiz geschieht, so sind wir wirtschaftlich ebenfalls voll-ständig uneingeschränkt und Herr im eigenen Hause, dabei aber der Sorge der Unrentabilität in weit größerem Maße enthoben, als wenn wir ein Kraftwerk bauen, das eben nicht ausgenützt werden kann, und können uns so voll und ganz der Wohlfahrt der elektrischen Beleuchtung und Antriebskraft erfreuen.

Auch können wir dann ohne weiteres an-

dere Landesnotwendigkeiten, als Maßnahmen gegen die Feuerversicherungen, welche landwirt-schaftliche Gebäude nicht mehr oder nur zum Teile versichern wollen, Wasser-versorgung des Unterlandes etc. denken, da wir finanziell von unserm „Elektrischen“ nichts zu fürchten haben.

Ergeben dann die fortgesetzten Messungen an der Lawena, ferner der jährliche Strom-verbrauch, welcher sich sicher nach und nach stei-gern dürfte etc., daß wir an die Erbauung un-seres eigenen Kraftwerkes denken dürfen, dann gehen wir sicher auch mit dem Herrn Eingehender von Eschen, „Das Eigen ist das Beste“, einig, aber mehr kosten darf uns dieses „Eigen“ nicht, eben weil wir es nicht vermögen.

Aber auch im Falle der Erbauung eines eigenen Kraftwerkes kann uns die Verbindung mit einem Nachbarwerke nur nützen, da wir da-durch uns die Erbauung einer kostspieligen Re-serve möglicherweise ersparen können.

Triesenberg. (Eingel.) In Nr. 8 der Nach-richten „Zum Franken unseres Arbeiters“ ist erwähnt, daß die Elementarschulen unseres Lan-des nicht mehr mit mit Fächern belastet werden können, weiter, daß die in Nr. 6 der Nachrichten gewünschten Fächer wie Planzeichnen, Geome-trie, in den Realschulen Baduz und Eschen für Handwerker und Gewerbetreibende berücksichtigt werden.

In der guten Absicht, diese Realschulen zu besuchen, fehlt es in den verschiedenen Gemein-den nicht, aber dies vereiteln andere Faktoren. Man nehme z. B. an, ein Schüler aus Triesen-berg will die Landeschule in Baduz besuchen. Da muß er im Winter um 1/27 Uhr bei Sturm und Wetter und Schnee von Hause weg; mit-tags muß er in Kost gehen. Wie aber kann eine Familie mit nur spärlichem Einkommen sich so etwas leisten? Abends kommt unser Realschü-ler spät und müde vom Laufen durch Schnee etc. heim und dann soll er noch Aufgaben machen. Die Eltern müssen auch um die Kinder besorgt sein, denn der Weg durch die Gräben ist wegen Steinrutschungen und Schneerutschungen gefährlich. Genannte Schulen können daher nur besucht werden, wenn für die Weiterentfernten auch für Unterkunft gesorgt wird.

Es würde auch interessieren, an welcher Stelle im Schulwesen nach dem „Riechtensteiner Volksblatt“ denn der Nobel eingelebt werden muß.

Vom Wandel der Dinge. Schaan, 17. Juni. (Eingel.) Allgemein beachtet wird, wie sich das „Riechtensteiner Volksblatt“ in seinem tex-tlichen Inhalt verändert hat. Früher enthielt es fast nichts — böje Zungen jagen gar nichts — Redaktionelles. Die schweiz. Nachbarschaft fand bei ihm wenig Beachtung und es war und ist es lt. letzter Nummer heute noch allem Schwei-zerischen abhold, trotzdem es ja, wie die Nach-richten in der Schweiz gedruckt wird. Heute enthält es mehr Text; allerdings noch weniger aus den Händen der Redakteure. Eines steht heute sicher: die Leser des Volksblattes haben es den Nachrichten zu verdanken, daß ihnen ihr Blatt endlich auch mehr zu bieten mag und ver-steht. Es kommt hoffentlich noch besser, wenn sich gewisse Leute einer Belehrung auch künftighin nicht verschließen. Das ist der erzieherisch-Erfolg des neuen Blattes. Lang, lang ist's her.

Ein Unzufriedener schreibt uns: Kultur und Fortschritt trauf es von allen Dächern; Worte, die das Eigentümliche unseres Zeitalters kenn-zeichnen sollen. Machen wir jedoch einen Rund-gang durch L., dann sehen wir uns durch die gemachten Beobachtungen eher in die sog. Stein-zeit als in die Zeit einer hohen, gar viel besun-genen Kultur versetzt. Wo finden wir die Fort-schritte und insbesondere die der Wohlfahrt des Volkes dienenden Werke? Etwas im Jbuhl un-erer Verkehrsverhältnisse? Fragen wir uns, warum haben Kultur und Fortschritt ins liech-tensteinische Wirtschaftsleben nicht den gewünsch-ten Eingang gefunden? Wessen Einfluß mag da eingangverperrend gewesen sein? Etwas der des Rheins und unserer hohen Berge? Den Spürsinn eines Detektivs braucht man nicht zu besitzen, um dieses herauszufinden. Es scheint, als wäre man in L. jedem Fortschritt auf geistli-chen Gebiete abhold; beweisen dies nicht die Worte: „Die Ober-rheinischen Nachrichten sind ein schlechtes Blatt“. Ein Blatt, das Tatsachen und Wahrheiten berichtet und auf das Volk in jeder Hinsicht aufklärend wirkt, gilt eben in L. als ein schlechtes Blatt. Warum aber preißt man denn der Väter Einfalt so, warum? — us.

Kircher, der im 17. Jahrhundert zu den ange-Schlagen folgenden Rezept: „Nimm eine Schlange Wurmern bestrukt sehen, welche, wenn man sie mit von irgend einer beliebigen Art, röste sie, schneide sie in kleine Stücke und läße sie in einen fetten Boden. Hierauf besprengte sie von Tag zu Tag leicht mit Was-fer aus einem Topfe, wobei darauf zu achten ist, daß das Stück Land der Frühlingssonne ausgelegt sei. In acht Tagen wird man die Erde mit kleinen Wurmern bestrukt sehen, welche, wenn man sie mit Milch, die mit Wasser verblümt, wird, ernährt, all-mählich an Größe zunehmen, bis sie die Gestalt von vollkommenen Schlangen erreichen.“

Eine berühmte, im Jahre 1600 in Paris erschie-nene Naturgeschichte von Claude Duret berichtet von Bäumen, welche lebende und fliegende Enten als Früchte hervorbrachten. Früher seien diese Bäume auf Schottland gebühen, während sie nach Ansicht Claude Durets später nur noch auf den Orkaden vorlämen. Die Enten, die diese Bäume hervorbräch-ten seien im Zustande des Sterbens von ihnen ab. Wenn sie auf die Erde fielen, blieben sie tot, im

Wasser aber erholten sie sich wieder und flogen davon.

Bei Begründung der Berliner Akademie der Wissenschaften durch Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1700 wurden in der Bestallung der Präsidien auf-gefordert: „Derjelbe solle das Mögliche dazu beitra-gen, die Wärmölse, Bergmännlein, Drachenkinder, Nixe und Irwische auszurotten und für jedes Stück, das er in Seen, Pfützen, Morästen, Höhlen oder Gruben auffände, sechs Taler erhalten. Auch solle er von jedem vergauberten Schatz, den er hebe, den vierten Teil erhalten.“

Ein deutscher Gelehrter, namens Wehringer, Pro-fessor in Würzburg, veröffentlichte 1726 eine „Litho-graphia Wirceburgensis“ mit Kupferstichen aus seiner Sammlung, unter denen die Abbildungen von „versteinerten Sonnenstrahlen“ und „versteinerten Spinnweben“, die der Gelehrte in der Umgebung von Würzburg zu finden geglaubt hatte, enthalten sind.

Von der Universität Segunza in Spanien aber wurde im Jahre 1755 die Preisfrage erlassen: „Ist es, um recht gesund zu werden, besser, wenn man

beim Beschneiden der Nägel mit der rechten Hand beginnt oder mit der linken? Und soll man mit dem Daumen anfangen oder mit dem kleinen Finger?“

Neues von der Radiobalistik. Der In-genieur Ullibi in Florenz macht bemerkenswerte Mit-teilungen über einige nicht ganz aufgeklärte Vor-tommnisse bei den Versuchen mit seiner Erfindung der Sprengung von Minen durch drahtlose Wellen. Der Erfinder berichtet die Angaben der Presse da-hin, daß er die Minen nicht mit voller Genauigkeit nach ihrer Vertikalität feststellen könne. Bei 10 Kilo-metern könne der Unterdruck etwa 100 Meter aus-machen. Hätte sich daher in einer Entfernung von etwa 100 Metern ein anderer Explosivstoff befunden, so wäre auch dieser explodiert. Aus diesem Grunde ließ Ullibi bei seinen Versuchen die letzte Bombe erst mit Verzögerung explodieren. Er war bei seinem Suchen auf eine große Metallmasse gestoßen, die vom Munitionsdepot der Kavalleriekaserne gebildet ge-wesen sein kann. Sie ließ er die Bombe erst den Reno hinuntertreiben, um sie gefahrlos zur Ex-plosion bringen zu können. Kleinere Metallkörper,

z. B. Revolver- und Gewehrpatronen, die jemand in der Tasche trägt, explodieren jedoch nicht, wenn die Wellen in der Nähe einen andern Sprengstoff zer-stören. Der „Sucher“ zeigt die Unwesenheit solcher kleiner Körper gar nicht an. Ullibi erklärte, daß er die Wellen aus der sphärischen Ausstrahlungsform in die zylindrische bringt und dadurch in eine be-stimmte Richtung lenken kann.

Gegenüber der Erfindung Ullibi hat sich das italienische Kriegsministerium anders verhalten als das Marineministerium. Dieses hat es abgelehnt, sich mit der Sache zu befassen. Ullibi meint, daß das Marineministerium zu sehr abhängig von den großen Stahlwerken sei, die begreiflicherweise sehr schon ein Interesse daran hätten, zu verhindern, daß gewisse Bestellungen rückgängig gemacht werden. Die vom Kriegsminister gewünschten Versuche werden in näch-ster Woche veranstaltet und sind in allen Einzelhei-ten von Technikern des Kriegsministeriums vorbe-reitet worden.